

Vermischtes.

Ein seltsames Gannschick hat kürzlich ein ange-
hender Unteroffizier von den Sibenaler Kavalieren in Scene gefü-

Das Verbrechen wird gemeldet, daß am 5. d. M. eine furcht-
bare Verwundung durch Vollständig des Soldaten Koller der

Ein verheerender Feuerschaden. Am Samstag stand
dieser Tage in der Vorstadt Rehdorf ein ganzes Mann

Welt. Ein Verheerender Schermer nahm ihn zu sich und so konnte
der geborene spanische Grande das chryse Schermerhandwerk,

Volkswirtschaftlicher Theil.

Drahtnachrichten.

— Aegypten a. d. N. 11. Februar. Der Aufsichtsrath
der „Hauptwerkstätten-Gesellschaft Consolidation“ hat nach Mit-

Markt durch Vergleich geregelt worden. Weitere 3 Pro. sollen dem-
nachst zur Auszahlung kommen. Weitere 3 Pro. sollen dem-

amerikanischer 122 Pf., Donau 120 bez. St. Widen per 1000 kg
netto loco 180-185 M. Erbsen per 1000 kg netto loco 200

Wien-Notizen.

— Wien-Notizen. 11. Februar. Die Bankfirma Gebrüder
Nadenheim hierorts, in Zahlungsschwierigkeiten gerathen; den

— Getreide. 10. Februar. G. K. K. Kleinem. Getreide,
Hallenfrüchte, Delikatessen, Mischfrüchte. Die Temperaturverhält-

— Chicago. 10. Februar. Weizen Anfangs fest auf
umfangreiche Aufträge, sowie auf umfangreiche Käufe, dann Restir

Wien-Notizen.

— Wiener Börse. 11. Februar. Die Wiener Börse eröffnete etwas
höher, im weiteren Verlaufe trat Kulligkeit ein. Schluss recht

— Hamburg. 10. Februar. Deutscher Markt (Original-
bericht der Hall. Bz.) von A. G. & Co. Hamburg. Die Ruhe im

— Nordamerika. 10. Februar. Auf den heutigen Schweine-
markt wurde bei schwacher Zufuhr das Rar Fleisch mit 22-23 M.

Wien-Notizen.

— Wiener Börse. 11. Februar. Die Wiener Börse eröffnete etwas
höher, im weiteren Verlaufe trat Kulligkeit ein. Schluss recht

— Hamburg. 10. Februar. Deutscher Markt (Original-
bericht der Hall. Bz.) von A. G. & Co. Hamburg. Die Ruhe im

— Nordamerika. 10. Februar. Auf den heutigen Schweine-
markt wurde bei schwacher Zufuhr das Rar Fleisch mit 22-23 M.

Wien-Notizen.

— Wiener Börse. 11. Februar. Die Wiener Börse eröffnete etwas
höher, im weiteren Verlaufe trat Kulligkeit ein. Schluss recht

— Hamburg. 10. Februar. Deutscher Markt (Original-
bericht der Hall. Bz.) von A. G. & Co. Hamburg. Die Ruhe im

— Nordamerika. 10. Februar. Auf den heutigen Schweine-
markt wurde bei schwacher Zufuhr das Rar Fleisch mit 22-23 M.

Wien-Notizen.

— Wiener Börse. 11. Februar. Die Wiener Börse eröffnete etwas
höher, im weiteren Verlaufe trat Kulligkeit ein. Schluss recht

— Hamburg. 10. Februar. Deutscher Markt (Original-
bericht der Hall. Bz.) von A. G. & Co. Hamburg. Die Ruhe im

— Nordamerika. 10. Februar. Auf den heutigen Schweine-
markt wurde bei schwacher Zufuhr das Rar Fleisch mit 22-23 M.



Beilage der Halle'schen Zeitung.

Nr. 36.

Halle a. S., Montag, den 12. Februar

1894.

Ueber Klippen.

[32]

Roman von Caroline Deutsch.

(Nachdruck verboten.)

„Das Wort erschreckt Dich; es giebt keine Entfernungen mehr,“ sagte Verfall beschwichtigend und drückte ihm liebevoll die Hand. „Was soll ich hier beginnen, Stefan? Meine Beamtenlaufbahn, der Nerv meines Lebens, ist durchschnitten worden; zum Soldaten oder Kaufmannsstande habe ich weder Neigung noch Talent, und geistige Thätigkeit allein wird mein Leben nicht ausfüllen, ich fühle es. In dem fernem, fremden Lande kann ich wieder von vorn beginnen, und vielleicht gelingt es mir, mich wieder zu einem handelnden, gemeinfördernden Berufe emporzuarbeiten.“

„Nein,“ sagte Stefan mit festem Ausdrucke, „nein, Du wirst nicht gehen! Diesen Plan hat Dir nur die Verzweiflung eingegeben. Männer wie Du sollen nicht ihre Kräfte außer Landes tragen. Auch über diese Sache wird Gras wachsen, und Du wirst wieder auf Deinen Plage stehen. Habe Geduld, Franz! Ich habe einen andern Plan. Du kaufst Dir irgendwo im Lande ein kleines Gut, dazu wird der Rest Deines Vermögens, das Dir geblieben ist, noch reichen, und führt dort alle Erfindungen und modernen Verbesserungen der Landwirtschaft ein, die in andern Ländern schon in vollster Blüthe stehen. Dadurch wirst Du bahnbrechend auf diesem Gebiete, und da Du auch Zeit zur schriftstellerischen Thätigkeit finden wirst, so wirst Du in doppelter Beziehung Deinem Vaterlande dienen.“

„Das vielleicht später . . . in Jahren . . . jetzt . . . jetzt könnte ich es nicht! Ich muß fort, Stefan, in die Fremde, übers Meer, um mich innerlich zurechtzufinden!“ Ein Klopfen an der Thür ertönte, und Markus Stimme sagte draußen: „Du sollst zum Abendbrot kommen, Stefan! Man hat Dir lange Zeit gelassen, um Dich nicht zu stören, nun wird aber Deine kleine Frau ungeduldig; denn auch der Thee wird kalt. Von Deinem Besuche habe ich nichts gesagt.“

Stefan antwortete, daß er augenblicklich erscheinen werde. „Ich bereite die Frauen vor und hole Dich,“ sagte er zu Verfall. „Es geht nicht . . . ich kann es nicht, ich kann nicht vor sie treten!“ . . . versetzte dieser, und sein kräftiges Gesicht war bei dieser Vorstellung ganz bleich geworden.

„Sei nicht feige! Du willst nach Amerika und sie nicht noch einmal wiedersehen? Wie kannst Du das übers Herz bringen?“ Stefan sprach dies wie in tiefer Erregung, während doch ein eigenthümlicher, halb schalkhafter, halb hoffnungsfreudiger Blick in seinen Augen aufleuchtete. „Wuth, Wuth, Franz, ich bin im Augenblick wieder bei Dir!“ — Als Pastor Kis in die Wohnstube trat, wo der Abenddunst schon gedeckt war, sagte seine Frau nach dem ersten Blick in sein Gesicht:

„Stefan, Dir ist etwas sehr Angenehmes widerfahren!“

Er war nicht sehr stark in der Verstellung, der gute Stefan Kis, und so sehr er sich auch zusammengenommen, die freudige Aufregung leuchtete ihm aus den Augen und aus jedem Zuge seines Gesichtes, das wie verklärt aussah.

Er nahm Lory den kleinen Jungen ab, den sie auf dem Schooße hielt, und der die Aermchen nach ihm ausstreckte, und sagte, und seine Stimme klang, trotz aller Mühe, ruhig zu erheinen, ziemlich unsicher:

„Das Buch hat mich aufgeregt . . . Denkt Euch — ich kenne nicht nur den Verfasser, sondern weiß auch . . . wer es mir gesendet . . .“

„Nun?“ fragte seine Frau, gespannt zu ihm aufblickend.

„Mein Freund — Franz Verfall!“ Ein Laut unterbrach ihn; er kam ebenso von seiner Frau als von Lorys Lippen. Letztere war tief erblickt und lehnte sich sekundentlang an den Tisch.

„Es steht aber doch kein Name dabei,“ warf Tereska ein, der die Bewegung der Schwester entging.

„Und doch ist es so, ich könnte schwören, daß dem so ist! Sie werden mir recht geben, liebe Schwägerin!“ wandte er sich ganz harmlos an Lory, als habe er ihre tiefe Erregung gar nicht bemerkt. „Ich habe mir direkt eine Stelle für Sie unterirriden, wir haben diesen Gegenstand in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft in der Meierei oft genug erörtert. Die Seite des Buches ist aufgeschlagen, und Sie können sich gleich davon über-

zeugen, unterdeß gießt Tereska den Thee ein, oder noch besser, Sie bringen das Buch gleich mit; meine Frau soll es auch hören!“

Dem Mädchen kam es wie eine Erlösung vor, sich jetzt entfernen zu dürfen, für einen Augenblick allein zu sein.

Kaum war sie aus dem Zimmer, als sich Stefan zu seiner Frau wandte und mit leuchtenden Augen leise sagte: „Nicht nur das Buch, auch er — Franz ist drin im Zimmer! . . .“

„Stefan!“ rief Tereska betroffen, fast bestürzt. „Wie ist das möglich? Wann ist er denn gekommen? Ich habe ja nichts davon gemerkt! Und Du konntest Lory hinein schicken?“ fragte sie dann tief erschrocken.

Er ergriff ihre Hand und hielt sie fest. „Als ich um Dich warb, Tereska, sagte ich Dir, daß Deine Schwester mich abgewiesen, ich sagte Dir aber nicht, warum sie es gethan hatte . . . sie liebt Franz Verfall.“

Wie ein Schleier sank es von den Augen der jungen Frau. „Arme Lory, arme geliebte Schwester!“ murrte sie, und die Thränen traten ihr in die Augen. „Was muß sie in diesen zwei Jahren gelitten haben!“

„Er will nach Amerika,“ sprach Stefan. „Wenn ihn Einer halten kann, so ist sie es —“

Ahnungslos war Lory in das Zimmer ihres Schwagers gegangen. Als sie die Schwelle überschritt, gewahrte sie einen Herrn, der ihr den Rücken zugekehrt sah; flüchtig blieb sie an der Thür stehen. Da wandte sich dieser bei dem Geräusche, das die Thür machte, um, ein Ausruf kam von seiner Lippen. Verfall sprang auf, und das Mädchen blieb wie angewurzelt stehen, mit beiden Händen nach einem Stuhl in der Nähe greifend, sonst wäre es sicherlich zu Boden gesunken; so standen sie sich gegenüber, zitternd, zu Tode erblickt und sahen sich stumm und wortlos in die Augen.

„So . . . so ist es mir doch vergönnt, Sie noch einmal zu sehen, Lory . . . Comtesse Satwar . . . wollte ich sagen“, sprach Verfall, und seine Stimme war vor tiefeminniger Bewegung fast unverständlich. „Sie ahnen nicht, wie ich diesen Augenblick herbeigeseht . . . mit welchem Zagen, welchem Verlangen! Sie ahnen nicht, wie ich mich nach Ihrem lieben Antlitze geseht habe . . . Doch Sie werden mir nicht glauben, und ich habe auch jedes Anrecht darauf verloren . . .“

Da stand sie plötzlich vor ihm, Alles vergeßend, Thränen schimmerten in ihren Augen, Thränen eines tiefen, seligen Glückes. „Ich glaube, ich glaube Alles!“ sagte sie, und Rührung und Jubel klangen aus ihrer Stimme. „Ich glaube Dir, denn . . . mein Herz verlangt danach . . . so heiß, so sehnsüchtig! . . . Daß Du damals in Deiner Seelennoth zu mir gekommen bist, hat ja Alles gut gemacht! Wie Dein Abschied in mir geklungen, ich kann es nicht sagen, zuerst schmerzvergehend, wie eine Trennung für immer, dann wieder wie eine leise Zukunftsverheißung . . . O, ich habe unsäglich diese zwei Jahre um Dich gelitten!“

Er faßte in sprachloser Bewegung ihre beiden Hände.

„Ist's möglich — Lory! — Du, Du?! . . .“ rief er dann wie außer sich. „Und weißt Du, was hinter mir liegt? Hat Dir Stefan nichts gesagt? . . .“

„Nichts weiß ich, und nichts will ich wissen!“ unterbrach sie ihn innig, fast leidenschaftlich; ein ganzer Himmel von Liebe lag in ihren Blicken. „Ein Irrender bist Du gewesen, ich aber habe in Herzensängsten nach Dir ausgegahnt, und alle Deine Schmerzen, Dein Elend habe ich tausendfach mitempfundnen. Und jetzt . . . jetzt will ich nur daran denken, daß Du hier, daß Du wieder bei mir bist!“ Tief aufschluchzend barg sie ihr Haupt an seiner Brust.

Im Tiefsten erschütterte, umschlang er sie. „Ich habe dies Glück nicht verdient,“ murrte er, und Thränen traten in die Augen des starken Mannes. Dann neigte er sich zu ihr, und ihr Haar mit einer sanften, fast scheuen Bewegung streichelnd, sagte er mit unendlicher Zärtlichkeit: „Und doch warst Du meine erie Liebe, Lory! Der böse, giftige Sturm hat die leis verschlossene Blüthe nur geknickt, aber das Saatkorn ist in der

Seele geblieben . . . und dieses ist wieder erwacht, ist gewachsen, immer mehr und mehr, bis es mir das Herz zu sprengen drohte . . . O Du mein holdes, mildes Licht, was wäre auch mein Leben ohne Dich! Und da Dir Stefan nichts erzählt, sollst Du Alles von mir erfahren. Nichts soll zwischen uns stehen, und erst, wenn Du mich gehört, will ich Deine Liebe als ein Gradengeschenk annehmen."

Jahre sind seitdem verfloßen. Im Osten des Landes in der Nähe des Biharer Gebirges liegt in einer fruchtbaren Ebene und inmitten einer dörftlichen Umgebung ein hübscher Herrenhof.

Die mannhohen, stundenlangen Weizenfelder, die schönen, wohlgepflegten Obstplantagen, der Reichthum von Gärten, Feldern und Wiesen zeugen von der Fruchtbarkeit des Bodens, aber auch von einem tüchtigen, ordnenden Geist, der den Reichthum der Natur zu fördern und durch Maß und Grenze zu veredeln gewußt.

Die Häuser des Dorfes sind anders gebaut als die der kleinen Ortschaften jener Gegenden, die meist aus Lehm hergestellt, in Zwischenräumen geschieden, wie vereinzelte Punkte sich ausnehmen. Das Dorf ist hübsch und groß und macht mit seinem geregelten Marktplatz und seinen sauberen Straßen ganz den Eindruck einer kleinen Stadt. In der ganzen Gegend ist der Eigentümer des Gutes, Franz Perfall, als einer der tüchtigsten Landwirthe bekannt und gefeiert, und von Nah und Fern kommt man, sein Besitztum zu bewundern und sich in hundert großen und kleinen Fällen Rath von ihm zu holen, Rath und Hülfe, und nicht nur in Dingen, die die Landwirtschaft betreffen. Er bekleidet kein öffentliches Amt, aber kein Beamter, kein Richter im ganzen Striche hat eine so ausgebreitete Thätigkeit, einen solchen Wirkungskreis wie er; denn nicht nur die Bauern seines Dorfes, sondern aus den nah und ferner gelegenen Flecken und Ortschaften wenden sich Alle in leichten und

schweren Fällen an ihn, und erst, wenn er keinen Rath und keine Hülfe schaffen, wenn er nicht ausgleichen und veröhnen kann, kommen die Gerichte an die Reihe. Aber auch anderweitig ist er thätig, ist seit mehr als einem Jahrzehnt der berühmteste und gefeiertste Publicist im Lande; seine Schriften sind bahnbrechend und haben schon unzählige Reformen und Verbesserungen zu Wege gebracht.

Nicht minder geehrt und noch mehr geliebt ist seine Frau; man spricht ihren Namen nur mit der höchsten Verehrung aus. Sie hat eine Schule im Orte gegründet, die auch Kinder von den nahegelegenen Nachbarorten besuchen und die unter ihrer Leitung steht, und trotzdem sie die zärtlichste Gattin und Mutter ist, findet sie noch immer ein paar Stunden Zeit für ihre Anstalt, die ihr aus Herz gewachsen ist, und noch für andere gemeinnützige Zwecke. Und im Sommer, wenn die Ferien kommen, füllt sich das Haus mit Blond- und Schwarzköpfen; es sind die Kinder Tereska's, die zu Besuch kommen, und auch die Schwester und Stefan sind da, und frohe, liebe Menschen verleben im engen Beisammensein glückliche Tage. Aus dem kleinen Franz ist ein großer, wilber Junge geworden, der die Stärke und Unbezwingbarkeit seiner Gliedmaßen oft genug an seinen jüngeren Geschwistern versucht, häufiger jedoch noch an seinen Kameraden. Auch Bela und Arzad kommen alljährlich zu Besuch; sie sind schmucke Offiziere geworden, und wenn sie sich, sporen- und säbel-rasselnd, in der Schaar ihrer Nichten und Nefen bewegen, kommen sie sich unendlich wichtig und wie überlegene, gereifte Männer vor.

Nur die alte Marka fehlt, sie hat sich endlich in den großen Ruhestand begeben . . . Sanft und frieblich, wie ein Kind, ist sie eingeschlafen, mit einem seligen Lächeln in den Zügen. Ihr letztes Wort war, daß sie all das Glück, das ihr zu Theil geworden, gar nicht verdient habe. Und doch hatte sie niemals etwas für sich beansprucht. (Schluß.)

Unsere Dienstboten einst und jetzt.

[1]

Vor vielen Jahren habe ich auf einer der öffentlichen Bibliotheken ein dickes Foliobuch studirt; es war ein interessantes Werk aus früheren Jahrhunderten, das berühmte Buch vom Teufel. Es war darin von vielen Teufeln die Rede, welche schon damals die Welt plagten und noch heute bestehen, und einer von ihnen wurde der „Gesindeteufel“ genannt. Seine höllische Aufgabe bestand darin, in die Dienstboten zu fahren und sie gegen die Herrschaft auffässig zu machen. Der Verfasser jenes alten Sittenpiegels behauptete, daß dieser Teufel schon uralt sei, daß er aber noch niemals so toll gewirksam sei, wie zu der Zeit, da jenes Buch geschrieben wurde.

Unsere Hausfrauen klagen auch heute über ihre Dienstboten, und die alten Damen behaupten, die Welt sei früher besser gewesen und in dieser besseren Welt habe es bessere Dienstmädchen gegeben. Das Buch vom Teufel, das älter ist als unsere ältesten Matronen, giebt ihnen nicht Recht. Der Dienstbotenteufel hauste immer in der Welt; nur pflegt er von Zeit zu Zeit eine andere Gestalt anzunehmen, sich den Sitten und Gewohnheiten seines Zeitalters anzupassen. Er wird darum älteren Leuten um so unerträglich; denn ältere Leute wissen sich in neue Sitten nicht immer hineinzufinden.

Auf dem Lande, wo der Verkehr noch nicht besonders rege ist und keine Industriezentren sich in nächster Nähe befinden, hat der Dienstbotenteufel noch seine alte Gestalt vielfach beibehalten. In den Großstädten ist das anders. Hier schlägt er Zinten, auf welche gerade unsere guten Großmütter durchaus nicht gefaßt sind. Ich habe wiederholt unter den Schelmenstreichen dieses Robolds leiden müssen und will mein Leid nicht verschweigen — Ausssprache bringt ja Erleichterung!

Eine der neuen Formen, in welchen der Gesindeteufel in unseren Tagen die Dienstmädchen bearbeitet, ist die, daß er in dritte Personen fährt. Es herrscht ein gutes Einvernehmen zwischen der Hausfrau und dem Dienstmädchen. Da plötzlich tritt eine dritte Macht dazwischen. Wie ein Blitz zuckt es vom Himmel, und vorüber ist es mit Ruhe und Frieden. Ich las neulich ein Feuilleton, dessen Verfasser sich gegen die Härte vieler Hausfrauen ereiferte, daß sie den Dienstmädchen den Verkehr mit ihrem „Schak“ oder Bräutigam nicht erlauben; die Frauen, die nunmehr unter der Haube seien, sollten doch bedenken, daß auch sie einmal Bräute waren. Auch ich habe einst so gedacht, bis mir der Dienstbotenteufel arge Schnippchen schlug.

(Nachdruck verboten.)

Mein Großvater, so erzählte mir und meiner Frau meine Mutter, pflegte zu dem neu angezogenen Dienstmädchen zu sagen: „Höre einmal, Karoline, Auguste, Minna oder Lina, Du hast wohl einen Schak?“

„O nein, Herr Rektor!“

„Oh, was! Ein so schmeckes Mädchen sollte keinen Schak gefunden haben? Gesteh es! Ich habe nichts dagegen; ich werde Dir darum nicht kündigen.“

„Nun ja! Wenn Sie's durchaus wissen wollen, Herr Rektor!“

„So, mein Kind. Da will ich Dir etwas sagen. Schicke mir einmal Deinen Schak; ich will ihn mir näher ansehen. Und wenn er ein braver anständiger Mensch ist, der Dich heirathen will, so werde ich ihm erlauben, daß er Dich besucht, damit ihr nicht vor der Hausthür zu stehen braucht.“

Die Bräutigame der Dienstmädchen meines Großvaters stellten sich dann vor, und in der Regel heiratheten die Dienstmädchen aus dem Hause meiner Großeltern und Eltern.

Als meine Mutter dies meiner Frau und mir erzählte, waren wir ein Brautpaar, und wir beschloßen, das Beispiel des Großvaters auch in der dritten Generation zu beethätigen.

Unser erstes Dienstmädchen hatte uns unsere Mutter aus unserer Heimath im Holglande besorgt. Wir zogen mit ihm in die Großstadt, und meine Frau — ich war noch zu jung für solche delikate Affairen — stellte dieselben Fragen wie einst der Großvater. Ich lächelte, wie sollte die soeben aus der Fremde angezogene Selma hier bereits einen Schak gefunden haben! Aber, siehe da, sie hatte einen. Er stammte auch aus dem Holglande und stand bei den Füllieren. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Ich wußte jetzt, warum Selma sich bei uns „vermietet“ hatte.

Der Bräutigam Peter stellte sich vor; er war ein braver, ordentlicher, junger Mann, Tischler von Profession und wollte Selma in einigen Jahren heirathen. Er hatte noch ein Jahr abzdienen, wollte dann in der Großstadt sich fortbilden, dann eine eigene Werkstatt in der Heimath gründen, und wenn es so weit kam, dann sollte Selma ihm folgen. Meine Frau nicht beifällig; denn mit dem „dann“ hatte es noch seine guten Wege! Der Pakt wurde geschlossen. Peter hatte freien Zutritt zur Küche.

Die Sache machte sich ausgezeichnet. Peter mußte in mir

so etwas von einem Meutenant und in meiner Frau sogar so etwas von einer Frau Majorin erblickt haben; denn er behandelte uns höchst respektvoll. Da ich zu meiner Freude bemerkt hatte, daß in meiner offenstehenden Cigarrenkiste niemals Lücken entstanden, so spendete ich vom Gefühl der Anerkennung hingerissen dem Befreiten Peter eigenhändig den schuldigen Tribut, und der Blick, den mir Selma dafür zuwarf, war wirklich ein inniger Augenausschlag zu nennen. Peter erdreistete sich niemals, das ihm gespendete Kraut in meiner Wohnung anzubrennen. Peter erwies sich mir überdies sehr nützlich; er war mein Zimmermann und mein Tapezier, und als einmal vom Gardinenauflegen die Rede war, hörte ich meine Frau zu Selma sprechen: „Warten wir damit, bis Peter kommt.“

Als einmal an meinem Schreibtische eine Leiste absprang, und das schöne, damals noch neue Möbelstück wie geschändet aussah, sagte ich meiner Frau: „Schaz, schide eiligst zum Tischler!“

„Wozu?“ erwiderte meine Frau, „warten wir, bis Peter kommt.“

Als Peter im Manöver war, da war nicht nur Selma unruhig, auch wir fühlten einen Verlust: Peter fehlte uns.

Peter diente sein letztes Jahr ab, dann arbeitete er in einem Möbelmagazin — er blieb Selma und uns treu.

Wieder ging ein Jahr dahin, und Peter erklärte eines Tages, er müße auf ein Jahr in die Welt, um zu lernen, mehr zu lernen. Selma meinte, aber Peter ging fort. „Schade, daß Peter nicht mehr da ist!“ pflegten wir manchmal zu sagen.

An Selma schrieb er Briefe, schickte ihr Ohringe zu Weihnachten, das gefiel ihr und beruhigte ihr Herz. Was mir aber und meiner Frau sehr wohlthat, das waren die Abschnitte in den Briefen Peters, in welchen er seine Braut ermahnte, der guten Herrschaft und dem lieben Kleinen ja treu zu bleiben.

Als das dritte Jahr um war, dann, ja dieses „dann“ kam meiner Frau doch zu rasch — dann etablirte er sich im Holz-

lande und entführte uns und unserm Kleinen die gute Selma. Die „herrschaftlichen“ Hochzeitsgeschenke kosteten uns bei Weitem mehr, als wenn Vetter oder Cousine geheirathet hätten, aber wir gaben gern und wollten uns nicht „lumpen“ lassen, denn Selma und Peter waren uns gegenüber auch stets „nobel“ gewesen.

Viele Jahre sind verfloßen. Die Zeit, in der wir Selma hatten, kommt mir wie ein Märchen aus der Kindheit, wie die gute, alte Zeit der Großmutter vor. Ich muß gestehen, diese gute Zeit hat uns, namentlich meine Frau „verdorben“. Wir setzten uns in den Kopf, daß wir eine andere Selma finden würden, und die hartnäckigen Verjuche, unser Ziel zu erlangen, sind daran schuld, daß ich diese nach dem Leben gezeichnete Stütze schreibe. Hätten wir nicht Selma aus dem Holzlande, und hätte Selma nicht ihren Peter gehabt — o, wir wären schon vor Jahren eine moderne Herrschaft geworden und hätten uns mit modernen Dienstmädchen begnügt, was wir, im Stillen gesagt, nunmehr thun, da wir meinen, daß all das Gute, das Mütter und Schwiegermütter, die Großmütter unserer hochgeschlossenen Rangen, noch vom Dienstmädchen verlangen, heute nicht mehr zu erlangen ist.

Doch ich wollte von dem Gefindeteufel erzählen, der in die Person „ihres Bräutigams“ fährt, und ich habe nur ein Selmas Peter geschildert, der ja geradezu eine Engelsgestalt war. Da wird die nachfolgende Schilderung sicher sich nur um so wirksamer abheben lassen.

Selma war nicht Knall und Fall von uns fortgezogen. Wir waren auf ihren Fortgang wohl vorbereitet, und meine Frau konnte sich in der Zeit nach Erjas für das kostbare Gut umsehen. Wir hatten so Vieles von schlechten Dienstmädchen gehört; wir waren so beneidet worden, daß wir meinten, Vorsicht wäre bei der Erjaywahl wohl am Plage.

Eines Tages kam mir meine Frau freudigen Anlitzes entgegen. Sie glaubte, Glück gehabt zu haben; sie hatte ein Mädchen gleichfalls aus dem Holzlande und mit ausgearbeiteten Zeugnissen gefunden.

* Kleines Feuilleton. *

Allerlei.

— Ein Vergleich zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht ist kürzlich in einer englischen Zeitschrift angeführt worden, dessen Betrachtungen allerdings nicht sehr höflich gegen das weibliche Geschlecht klingen, in mancher Hinsicht aber doch das Richtige treffen: Der Mann ist ein Geschöpf von eisernen Genossenschaften, — die Frau paßt sich den Umständen an. — Ein Mann versucht nicht eher einen Nagel einzuschlagen, als bis er einen Hammer hat. Eine Frau zögert nicht, eine Feuerzange, den Haken ihres Schuhs oder den Rücken der Bürste zu nehmen. — Der Mann hält es für durchaus nöthig, einen Korzhieb zu haben, um eine Flasche aufzusiehen. Die Frau versucht den Kork mit der Scheere, dem Messer oder einem Schuhknöpfer herauszuholen. Kommt er nicht heraus, so wird er hineingestoßen, denn die Hauptwache ist ja schließlich, daß man aus der Flasche herauskrigt, was drin ist. — Für den Mann ist ein Rasirmesser nur zu einem Zwecke da. Die Frau hat von seiner Verwendbarkeit eine höhere Meinung. Sie gebraucht es, um Bleistifte und Püheraugen damit zu schneiden, und dieser heimliche Mißbrauch veranlaßt natürlich den Gemahl, auf die Rasirmeister und ihre Fabrikanten zu schimpfen. — Wenn ein Mann schreibt, muß Alles sich diesem Umfange anpassen. Feder, Tinte und Papier müssen genau „so oder so“ sein, die Familie wird in den Bann des Säulischweigen gethan und magt kaum, überhaupt nur zu denken. Die Frau sucht sich irgend ein unbeschriebenes Papier, ein loses Schreibbuchblatt oder die Rückseite eines alten Coverts. Sie spigt den Bleistift mit der Scheere, legt das Papier auf einen alten Atlas, zieht einen Fuß unter, schaukelt mit dem Stuhle hin und her und bringt unter periodischem Säugen an Halter oder Bleistift ihre Gedanken zu Papier. Es stört sie weiter nicht, daß die Kinder zu laut das Einmaleins hersagen oder frampfhaft Donleitern üben, und daß die Köchin sie ab und an um das Herausgeben von Haushaltstachen angeht. — Er sählt und jaht wenn das Löffblatt nicht zur Hand ist. Sie bläst die Tinte mit dem Munde trocken, schwingt das Papier in der Luft hin und her oder hält es an das Lampenglas, bis es braun anläuft oder nach Brand riecht. —

Er macht die Tinte, wenn sie zu dick oder zu dünn ist, so schlecht, daß die Feder sich sträuben würde, es niederzuschreiben. Sie fragt mit Gleichmuth aus den Ecken und von unten glückselig so viel zusammen, daß die Feder in Fluß kommt und die Epistel mit „Geduld und Spucke“ zu Ende geführt werden kann. — Der Mann steckt einen Brief ohne Bedenken in den Briefkasten. Die Frau liest erst noch einmal die Adresse durch, dann sieht sie zu, ob der Verschluss auch sicher ist, und läßt ihn endlich mit „Nachdruck“ die Öffnung hinuntergleiten. — Bei dem Manne bedeutet ein „Adieu“ das Ende des Gesprächs und den Augenblick des Auseinandergehens. Bei der Frau ist es der Anfang eines neuen Kapitels, denn „wenn Frauen auseinandergehen, so bleiben sie noch lange stehn, ja lange, recht lange.“ — Eine Frau hält die Stücke eines zerbrochenen Gegenstandes noch oft mit Wehmuth aneinander. Der Mann legt sie bei Seite und vergißt, was einmal nicht zu ändern ist. — Die Frau liest vor dem Anfang eines Buches das Ende, und fängt ein Notizbuch stets an verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit an. Der Mann geht in beiden Fällen nach der Reihenfolge. — Der Brief eines Mannes endigt mit der Unterschrift, ein weiblicher mit dem Postscriptum.

— Ueber die ausgestorbenen Niesenbügel Madagaskars, die Aephorinis, hat der Pariser Zoologe Alphons Milne Edwards gemeiniam mit dem bekannten Erforscher dieser großen Insel, Alfred Grandier, in der am 15. Januar abgehaltenen Sitzung der französischen Akademie neue und sehr bemerkenswerthe Mittheilungen gemacht. Bekanntlich hat es nicht an Stimmen gefehlt, welche die Aephorinis für Raubvögel erklärten und in ihnen sogar das Vorbild des Vogels Fuch in den orientalischen Märchen sehen wollten, obwohl schon J. Geoffroy St. Hilaire (ein Sohn jenes Forschers, dessen wissenschaftlicher Streif mit Cuvier durch Goethes Antheilnahme eine gewisse Berühmtheit erlangt hat) beim ersten Bekanntwerden von Knochenresten der Thiere im Jahre 1851 sie für Laufvögel, das heißt Verwandte der Strauße erklärt hatte. Später bewiesen H. Milne Edwards und Grandier auf Grund der von dem Letzteren in Madagaskar gemachten Funde die Richtigkeit der von Geoffroy geäußerten Ansicht und zeigten außerdem, daß sich drei verschiedene Arten

keine kann, ig ist e und chend n zu Frau; aus. von ihrer Mutter e An- ge- nmen, die wester n im Franz Un- gereren aden. sind säbel- wegen, erereste rohen id, ist Ihr il ge- emals

meine lagen: i haft Schaz Herr Schide Und ratthen mit ihr waders Dienst- waren Groß- r aus ihm in ng für st der Fremde haben! es mir ei uns oraver, wollte Jahr dann es so nichte guten Zutritt in mir



des Vogels unterscheiden ließen, deren größte sie als *Aepyornis maximus* bezeichneten. Die Untersuchung der neu aufgefundenen Knochenreste, die zum Theil von dem vorigen Jahr auf Madagaskar ermordeten französischen Reisenden Georg Müller zusammengebracht worden sind, ließ die Verwandtschaft der Vögel noch deutlicher denn ehedem hervortreten und führte außerdem zur Feststellung einer Reihe neuer Formen von sehr verschiedener Größe. Einige sind verhältnismäßig klein, etwa von der Größe einer Trappe, andere dagegen sind wie früher gefundene Arten über drei Meter hoch gewesen. Unter diesen befindet sich eine Art, die den *Aepyornis maximus* an Größe noch weit übertrifft. Welche Höhe dieser ungeheuren Vogel — *Aepyornis ingens* — erlangt haben mag, geben unsere Forscher nicht an; man kann sich aber von der Länge und Mässigkeit seiner Glieder einen Begriff machen, wenn man hört, daß das Schienbein 81 Ctm., der Lauf 42 Ctm. lang war und daß jeder dieser Beinnochen an der dünnsten Stelle über 20 Ctm. Umfang, der Oberschenkel ebenda sogar beinahe 30 Ctm. Umfang hatte. Da die Knochen der Vögel stets mit den Resten von Wasserhieren (Kruppfischen, Krokodilen, Schildkröten) aufgefunden worden sind, so läßt sich schließen, daß sie die Ufer der Gewässer besiedelten und sich in dem Schilf aufhielten, das die Flüsse und Seen einfaßte. Dort nisteten sie auch, wie durch die Auffindung von zahlreichen Knochenresten sehr junger Vögel erwiesen wird. Es besteht auch kein Zweifel, daß die *Aepyornis* noch gleichzeitig mit dem Menschen gelebt haben; denn man findet an manchen Knochen tiefe Einschnitte, die nur von der Hand des Menschen herrühren können. Auch von den gewaltigen Moas (*Dinornis*) auf Neuseeland, welche Höhen bis zu vier Metern erreichten, steht ja ziemlich fest, daß sie erst sehr spät ausgestorben sind und vielleicht noch im vorigen Jahrhundert gelebt haben. Das gleichzeitige Vorkommen solcher großen strauchartigen Vögel auf Madagaskar und Neuseeland ist auffallend genug und unterstützt die Meinung Derjenigen, welche einen ehemaligen Zusammenhang zwischen diesen jetzt durch eine so weite Meeresfläche von einander getrennten Inseln annehmen.

— **Der höchste Preis für Tabak** wurde jedenfalls vor Kurzem in Bulonwano, der Matabels-Hauptstadt, bezahlt. Den daselbst stationirten Truppen der Chartered Compagnie war, wie die „Südafrikanische Wochenschrift“ mittheilt, ihr Tabaksvorrath ausgegangen, und die Anbieter des edlen Krautes sahen sich schon gezwungen, Kaffertabak zu rauchen, dessen Aroma geeignet ist, selbst einem mit Stockschnupfen behafteten Raucher die Haare zu Berge stehen zu lassen. Da kam zur Zeit der höchsten Noth von Fort Victoria ein spekulativer Mann mit 20 Pfund des begehrten Krautes. Es fand reißenden Absatz für 5 s pro Unze, d. h. über 90 Mk. per Pfund. Sonderbarer Weise wurde aber das Gesicht des Verkäufers trotz des glänzenden Profites mit dem Verkauf jeden Packets länger und länger, und als das letzte Bäckchen in die Hände des Käufers wanderte, brach er sogar in ein ingrimmiges „God damn it“ aus. Von einem Bekannten nach der Ursache seiner Unzufriedenheit gefragt, versetzte er: „Zit's nicht genug, einen fuchswild zu machen, wenn er so dumm ist, nur mit 20 Pfund Tabak hierher zu kommen?“

— **Das dramatische R.** Ein Kriegsruf gegen das dramatische R erklingt eben in der „Deutschen Bühnengenosenschaft“. Willy Felix, der Heldendarsteller, erhebt ihn. Er schreibt: „Arrrrrrrr — es giebt für mich nichts Belustigenderes! — Wie hübsch ist die Geschichte von dem trefflichen Darsteller des Hamburger „Thalia-Theaters“ — Flashar heißt der Mann — der, an eine andere Bühne versetzt, mit einem anderen Repertoire höheren Stils, vom Regisseur ermahnt, seinen Sprechton besser zu gestalten, verzweifelt ausrief: „I, rrrrrrrr — machen, kann ich nicht!“ . . . Das dramatische R ist unserer Sprache ein Hemmschuh, und wir deutschen Schauspieler sollten uns hüten, unserer Sprache noch einen Hemmschuh anzulegen, einer Sprache, die gar nicht so leicht und mühelos die höchsten Höhen der Kunst erklimmt! — Unsere geliebte Mutterprache ist kein so leicht zu behandelndes, ja fast von selbst spielendes Instrument, wie die der Franzosen und Italiener. Unsere Sprache hat nicht so dynamische Wirkungen, vermittelt nicht so leicht jede Stimmung der Seele, sie ist ein ziemlich sprödes Instrument, das vorsichtig behandelt sein will und dem man keine Gewalt anthun darf! Das dramatische R thut ihm Gewalt an und mindert seine Sprödigkeit nicht herab! Welch unglücklicher Meister hat es uns gelehrt? Wir dürfen ihm wahrlich nicht dankbar sein. Vulthaupt hat mit seinem und richtigem Gefühl auf den individuellen Reiz hingewiesen, der der Sprache anhaftet und den man ihr nehmen

würde mit etwas Angelerntem und Aufgesetztem. Nun, das dramatische R ist etwas Aufgesetztes, ist etwas Angelerntes. — Selbstverständlich will ich nicht dem Gegentheile das Wort reden und mich etwa zum Apostel für eine saloppe (ich hätte beinahe gesagt eine „schlampige“) Sprache machen — Bosja soll nicht Sächsisch reden und Maria Stuart nicht Wienerisch, nur um der Natur keinen Zügel anzulegen — aber lieber noch ein kleiner Dialekt-Zusatz, als den Zwang, der in gewissen Sprachregeln besteht, die den freien Strom der Rede hemmen und sie am natürlichen Ausdruck hindern! Wenn es ein Hinderniß ist für den Sprecher mit rollendem R, die „16 Nähleim aufzubringen“, so soll er es lassen! Denn das dramatische R wird ihm nicht helfen, den Vorgang zu höherer Geltung zu bringen; lieber soll er auf den Ruhm verzichten, die Rede „plastisch zu gestalten“, denn der Hörer wird nie darauf verzichten, die Vorgänge natürlich und klar vermittelt zu hören. Das dramatische R ist heute ein Gegenstand der Beachtung für unsere Komiker geworden, und wer einmal einen berühmten Berliner Komiker die Provinz-Darsteller-Typen hat copiren hören, der wird, wenn er sonst ein Freund vom Lachen ist, das dramatische R zu würdigen wissen. Das dramatische R ist der Mantel, mit dem der mittelmäßige Tragödie seine Blöße bedeckt, und wie der schwache Bassist gewiß im Gasthaus am Stammtisch recht tief sprechen wird, so wird der Talmi-Tragödie gewiß auch stets das R — rollen lassen! Es giebt auch Einige, die mit dem dramatischen R einen gewissen Gesichtsausdruck verbinden, jenen Gesichtsausdruck, der bedeutend sein soll und den uns Daubet an Delobell so famos geschildert hat. Man sieht also, wohin man kommt mit dem dramatischen R, man sieht, welcher Fluch man damit sich aussetzt, ja, welcher Fluch Einen treffen kann — der schlimmste! — der Fluch der Lächerlichkeit! . . .“

— **Ein amüsanter Mißverständnis** ereignete sich unlängst auf der britischen Flottenstation zu Hongkong. Eines Sonntags lief ein britisches Dampfschiff in den Hafen von Hongkong mit umgekehrter Flagge ein. Das heißt in der Zeichensprache des Seemanns: „Meuterei an Bord.“ Sobald die übrigen Kriegsschiffe es bemerkten, wurden die Kutter hinabgelassen und mit bis an die Zähne bewaffneten Matrosen gesickt. Von allen Seiten schossen sie auf den neuen Ankömmling zu. Die Kutter stellten eine Art Bettfahrt an, wer am ersten eintreffen würde, mochte das nun englische Lust am Sport oder tiefes militärisches Pflichtgefühl sein. Fast hätten sie sich gegenseitig angerannt. Als sie am Schiffe angekommen waren, schrien sich dessen Offiziere und Mannschaft heiser vor lauter Freude und Wonne über die vorzügliche Kuderleistung. Halb todt taumelten die Blaujaken der Kutter schließlich auf das Schiff, um es mit den Meuterern aufzunehmen. Die Besatzung hingegen ließ die Ankömmlinge hochleben und bot ihnen nach Seemannsart einen guten Trunk an, da die Fahrt doch eine anstrengende Partie gewesen sei. Die Kuttermannschaft wußte gar nicht, was sie daraus machen sollte. „Wo ist die Meuterei?“ fragte der Befehlshaber derselben. „Meuterei? Auf unserm Schiffe ist keine Meuterei. Wir leben alle in der besten Eintracht.“ — „Wozu habt Ihr Euch denn so heiser geschrien? Wozu wolltet Ihr uns denn?“ — „Wir glaubten, heute wäre Regatta in Hongkong und ließen die Sieger hochleben.“ Nachdem sich der Befehlshaber der Kutter von seinem grenzenlosen Erstaunen erholt hatte, deutete er mit dem Finger auf die umgekehrt wehende Flagge. „Der verwünschte Schiffsjunge!“ schallte es ihm entgegen, „der Vengel macht es immer so, wenn wir ihm nicht auf die Finger sehen. Wir wollen ihm aber eine Tracht Prügel geben.“

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren u. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Marie von Ebner-Eschenbachs** „Gesammelte Schriften“, Sfg. 15/20. Berlin, Gebrüder Paetel. Die uns soeben zugegangenen Lieferungen der „Gesammelten Schriften“ Marie von Ebner-Eschenbachs enthalten eine der reizvollsten Novellen der genialen Dichterin: „Lotti, die Uhrmacherin.“ Das ganze große, bewegungsreiche Talent Marie von Ebner-Eschenbachs zeigt sich in dieser ebenso amnuthvollen wie spannenden Erzählung, die zu den Rabineisitten unserer Novellistik gehört und ihren Platz in der Literatur behaupten wird. Die lebhafteste Aufnahme dieser bei billigstem Preise die vornehmste Ausstattung aufweisenden Lieferungs-Ausgabe beweist, wie hoch man die Dichterin schätzt und welch' Bedürfniß nach einer derartigen preiswerthen Gesammt-Ausgabe vorlag.

